

Michaela Vieser

## **Tee mit Buddha**

Mein Jahr in einem japanischen Kloster

**Runterkommen, Reinkommen – und die Realität**

*He wanted to get to that other shore and get on to his  
business. His business was with the Dharma.*

Jack Kerouac, Dharma Bums

„See you later, Mrs. Snyder“ – das rief mir noch ein Freund zu, als ich in den Bus sprang, um London zu verlassen, mit einem Visum in der Tasche für kulturelle Erfahrungen bei japanischen buddhistischen Mönchen.

Mrs. Snyder? So heiÙe ich doch gar nicht. Komisch.

Erst später kam mir in den Sinn, was er damit meinte. Es war eine Anspielung auf Gary Snyder, den Beatnik-Poeten, den ich so verehrte und der ein wenig Schuld daran war, dass meine Reise gen Osten ging, bis nach Japan. Japan, das war das Land der Morgenröte, das Land des Lächelns, das Land der Kirschblüten, das Land von Madame Butterfly, das Land der ... – ach, wahrscheinlich alles unerfüllte Sehnsüchte. Es gibt so viele Bezeichnungen für diese Inseln, die sich hinter dem asiatischen Festland im Pazifik ausbreiten und für viele eine Projektionsfläche sind für etwas, was sie in der eigenen Kultur oder im eigenen Leben nicht finden, dort aber zu entdecken hoffen.

Ich war also die weibliche Snyder, weil ich, wie Gary vor Jahrzehnten, nach Japan aufbrach, um das Land hinter dem Lächeln kennenzulernen. Der Dichter war Ende der fünfziger Jahre von San

Francisco nach Kyōto gereist, um dort in einem Zen-Kloster zu leben. Er war auf der Suche nach nichts Banalerem als „der Wahrheit“ – und hoffte, diese durch die strenge Disziplin des Zen-Buddhismus zu finden. Ob er sie tatsächlich fand oder nicht, das will ich nicht beurteilen, jedenfalls bildete ich mir ein, dass er seither mit Kraft und Demut, mit Klarheit und Begeisterung schrieb und lebte. Und das wollte ich auch. Wie er hatte ich die Möglichkeit, ein Jahr lang in einem buddhistischen Kloster zu wohnen und einzutauchen in diese fremde Kultur. Wenigstens ein Fünkchen Erleuchtung wollte ich in mein – westliches – Leben zurückbringen können.

Als ich mich in Deutschland von meiner Familie und von den Freunden verabschiedete, musste ich mir mehr als einmal den Witz anhören: „Du kannst dir dein Rückflugticket sparen, denn wenn dein Jahr im Kloster vorbei ist, kannst du auf einer Wolke zurückschweben.“

Vorerst aber war das Transportmittel meiner Wahl das Flugzeug. Endlich saß ich in einer Maschine und war mittendrin auf einer Reise, die mein Leben verändern sollte.

An der Universität hatte ich den japanischen Begriff *ochitsuki* aufgeschnappt, was so viel bedeutet wie „Geistesgegenwart“, „innere Ruhe“, „Frieden“. Sagt jemand „*ochitsuita*“, so benutzt er eine Verbform und will damit zum Ausdruck bringen, dass er endlich angekommen sei, er sich ruhig fühle, relaxed. Wörtlich übersetzt meint es auch: „Ich bin runtergekommen.“

Als der Landeanflug auf die kleine Stadt im Süden Japans begann, war es auch ein Runterkommen. Und ein ziemlich ernüchterndes dazu. Was da unten an mir vorbeizog, war einer jener Orte, von denen man sich sofort wieder wegwünscht. Fetzen einer grauen, hässlichen Betonstadt breiteten sich unter mir aus. Konzeptlos standen da Zementblöcke als Häuser kaschiert herum, mit quadratischen Löchern,

die wohl Fenster sein sollten, vor denen Air-Conditioning-Boxen angebracht waren. Ein Kabelsalat an elektrischen Drähten verband die Quader miteinander, alle paar Meter waren sie an zum Teil schief stehenden Masten zusammengebunden.

Da war kein Berg Fuji, der mir durch Wolken entgegenglitzerte. Auch kein Bambuswäldchen, das sich im Wind bewegte. Oder ein Tempel mit geschwungenem Dach, das Drachen einlud, sich darauf niederzusetzen. Bambus und Tempel tauchten noch nicht einmal auf einer der Riesenwerbeflächen auf, an denen ich im Flughafengebäude vorbeilief, um zur Immigrationsbehörde zu gelangen. Der Berg Fuji schon, für eine Bankanzeige. Ansonsten waren auf den Reklametafeln niedliche Japanerinnen, noch niedlichere Kätzchen oder Cyber-Roboter zu sehen. Ein einziger Bildersalat!

Ich musste mich zusammenreißen. Es konnte nur besser werden, oder?

Der Flughafen lag auf einer der südlichen Inseln Japans, und nachdem ich in Osaka in eine kleinere Maschine umgestiegen war, befand sich außer mir kein anderer Mensch aus dem Westen mit an Bord. Aus diesem Grund hatte der Japaner, der hinter der Absperrung auf und ab hüpfte und mir immer wieder zuwinkte, auch die Gewissheit, dass ich diejenige sein musste, auf die er wartete. Aber woher hatte ich wiederum den Beweis, dass er der war, der mich in Empfang nehmen sollte? Den kryptischen Faxen des Klosters hatte ich entnommen, dass mich der Mönch Wado vom Flughafen abholen wollte. Ich sah aber keinen Mönch. Ich sah nur diesen für einen Japaner viel zu groß geratenen Mann, etwas untersetzt, mit dichtem schwarzen Haar, der zwar ein freundliches Gesicht hatte, aber so gar nichts Mönchisches ausstrahlte. Er war normal gekleidet, mit einer Stoffhose, darüber eine

Windjacke. Vielleicht hatten sie auch einfach nur den Hausmeister zum Abholen geschickt?

„*Koniichi wa, yokouso* – Willkommen!“, rief mir der „Hausmeister“ entgegen, dabei war ich noch nicht einmal in seiner Nähe. Und als ich vor ihm stand, fügte er hinzu: „Jetzt musst du mir erklären, wie man deinen Namen ausspricht.“

„Michaela“, sagte ich langsam. Ich wunderte mich über mich selbst, dass ich ohne weitere Nachfrage das tat, worum man mich gebeten hatte.

„Huh? Mischa-e-ra?“, wiederholte jener Mann, dessen Namen ich ja noch nicht kannte.

„Ja, äh, Mi-cha-e-l-a.“

„Wie Michael Schuhmacher?“ Seine Worte kamen wie aus der Pistole herausgeschossen, und das große Fragezeichen, das ihm vorher auf der Stirn gestanden hatte, wich und wurde zu einem Ausrufezeichen.

„Na ja, fast, aber ich habe da noch dieses a.“

„Michael Schuhmacher. Haha!“ Der Mann zog dabei seine Schultern ein und tat so, als ob er hinter einem Lenkrad sitzen würde. „Brumm Brummmmmmm.“

„Ja, brumm brumm. Sie kennen ihn?“

„Ich bin ein großer Fan von ihm!“

„Ah“, sagte ich nur, damit wollte ich das Thema beenden. „Der Mönch Wado konnte wohl nicht kommen, oder? Wer sind dann Sie?“ Während der „Hausmeister“ mich geduzt hatte, zog ich doch die Sie-Anrede vor.

„Hmm ...? Ach so, ja doch. Ich bin Wado.“ Und er nickte dabei heftig mit dem Kopf, seine Augen strahlten. „Herzlich willkommen in Japan!“

„Danke fürs Abholen“, sagte ich schnell, um meinen Fauxpas möglichst wenig Raum zu geben. Ich war noch verwirrter, als man es nach einem langen Flug sowieso gewöhnlich ist. *Ochitsuki*, das Ankommen, musste wohl ein wenig warten.

Wado, der Mönch, der in keinster Weise aussah wie ein Mönch, schulterte mein Gepäck und führte mich zu einem schicken schwarzen Auto, das vor dem Flughafengebäude parkte. Wir stiegen ein, und sofort fing er zu reden an, eigentlich ratterte er in einem fort irgendwelche Sätze, die ich kaum verstand, nur einige Wortbrocken. Zuerst hatte ich angenommen, dass er einen Monolog hielt, aber irgendwann schien er etwas zu wiederholen. In diesem Augenblick begriff ich, dass er eine Frage an mich gerichtet hatte. Ich war zu müde, um genau hinzuhören. Ich hatte sein wasserfallartiges Sprechen zum Anlass genommen, zum Fenster hinauszuschauen. Wobei ich innerlich ein kleines Stoßgebet ausstieß: Möge die Landschaft da draußen doch allmählich schöner werden. Schließlich befand ich mich jetzt auf der Zielgeraden zu einem Kloster, in dem ich das nächste Jahr über wohnen würde. Ich erinnerte mich in diesem Augenblick daran, mit meinen Eltern einmal eine Ostseereise gebucht zu haben, bei der im Prospekt versprochen worden war, dass wir von der Ferienwohnung aus einen Blick aufs Meer und den Strand hätten. Das stimmte auch, nur war das Gelände, auf dem sich unsere Ferienwohnung befand, ein Klein-Marzahn an der Ostsee gewesen. Den Blick aufs Meer hatten wir, den Blick auf den Supermarkt aber auch.

Ich hoffte inbrünstig, dass es hier nicht so sein würde.

Aber was wollte Wado jetzt schon wieder?

„Michael Schuhmacher. Haha!“ Wado lachte erneut.

„Ja“, sagte ich, „der Rennfahrer.“

„Deutschland – das Land der schnellen Autos. Und der Autobahnen!“  
Der Mönch ließ mich an seinem Halbwissen Anteil nehmen.

„Ja, so ist das.“ Ich war plötzlich müde, schrecklich müde.

„Gleich sind wir da“, versprach Wado. Ich schaute erschreckt auf. Das, was ich da draußen sah, wirkte nicht vielversprechender als das, was ich vom Flugzeug aus registriert hatte. Auch das Wetter half nicht, dem Ganzen etwas Schönes abzugewinnen. Obwohl es Sommer war, bedeckten graue Wolken den Himmel. Die Gegend war etwas ländlicher geworden, aber auch nur etwas. Wir hatten eine Stadt verlassen, vor uns tauchte aber schon die nächste auf. Lange Reihen von Häusern flossen einfach ineinander über.

Im nächsten Moment bogen wir ab von der Schnellstraße, auf der wir uns bislang fortbewegt hatten, kamen in kleinere Gässchen und Sträßchen. Von Stadtplanung keine Spur. Es war ein wilder Mix aus mehrstöckigen Betonklötzen, alten Holzhäusern und Lücken, in denen ich die typischen roten Holzbalken von kleinen Nachbarschaftsschreinen ausmachen konnte. Zwischen den Hochhäusern war eine Pagode zu erkennen. Das sah ganz hübsch aus, und als ich die Augen zusammenkniff und mir das Hochhaus wegdachte, gefiel es mir noch besser. Das musste wohl das Kloster sein.

„Der Goingesama wird leider nicht da sein, Bomorisan auch nicht. Aber all die anderen, die erwarten dich.“

Goingesama, das wusste ich, war der Oberabt des Klosters.  
„Bomorisana“ heißt übersetzt: „die Hüterin des Tempels“, sie war  
Goingesamas Frau.

Und wie viele mich erwarteten! An die fünfzig Personen waren auf dem  
Parkplatz vor dem Kloster zusammengelaufen und winkten mir zu. Alle  
sahen fröhlich aus. Meist waren es ältere Männer und Frauen,  
darunter auch ein paar Kinder. Ein Mann saß im Rollstuhl und trug ein  
Sauerstoffgerät bei sich, das über zwei Plastikröhren an seine Nase  
geschlossen war. Doch auch er schaute mich mit erwartungsvollen  
Augen an.

Als ich aus dem Auto ausgestiegen war, kümmerten sich sofort ein  
paar Männer um mein Gepäck. Eine alte Frau mit grauen Haaren  
nahm meine Hand und drückte sie. Sie flüsterte mir ins Ohr: „Wir  
haben auf dich gewartet. Schon vor fünfzehn Jahren sagte die  
Ekaisama dein Kommen voraus.“

Ekaisama? Keine Ahnung. Ich würde jemanden danach fragen.  
Später. Wenn sich dieser Wahnsinn hier gelegt hatte.

Die alte Frau hing jetzt regelrecht an meinem Arm und führte mich weg  
vom Parkplatz zum Klostergelände, das von einer Mauer umgeben  
war. Bevor wir durch das Tor traten, zog sie an meinem Ellenbogen  
und bedeutete mir, auf ein Schild zu schauen, das neben dem Tor  
aufgebaut war. Darauf waren japanische Schriftzeichen gemalt. Ich  
konnte sie nicht lesen, nur den Namen des Klosters, der übersetzt so  
viel hieß wie „Kloster des rechten Weges“. Ich nickte nur.

Die Frau zog mich weiter durchs Tempeltor. Doch kaum wollte ich  
weitergehen, da ruckte sie erneut an meinem Arm und machte eine  
Verbeugung. Mit einem freundlichen Blick wies sie mich an, dasselbe

zu tun. Natürlich wollte ich ihr folgen, und so verbeugte ich mich ebenfalls. Die Frau schien meine Geste glücklich zu machen.

Kurz blieb ich stehen, um den Anblick zu genießen. Ah, hier sah alles schon ganz anders aus. Vor mir breitete sich die Klosteranlage aus. Vom Tempeltor führte ein breiter mit grauen Steinen ausgelegter Pfad direkt zu einem großen Gebäude mit geschwungenem Dach. Das musste das Tempelgebäude sein, unsere Verbeugung hatte ihm gegolten. Links und rechts des Weges waren fein säuberlich geharkte Kieselsteine und kleine mit Moos bewachsene angelegte Hügel. Unmittelbar neben mir plätscherte sogar Wasser aus einem Bambusrohr in einen ausgehöhlten Fels, ganz leise, aber es war ein angenehmes, beruhigendes Geräusch. Vor dem Tempelgebäude zweigte der Pfad nach links ab, vorbei an einem stattlichen Gingkobaum, geradewegs auf die Pagode zu, die ich bei der Anfahrt schon erblickt hatte. Rechts des Pfades lag ein kleines Gebäude mit einem länglichen Anbau. Hierhin brachte mich die alte Frau.

Sie schob die Eingangstür einfach zur Seite. Geschickt schlüpfte sie beim Eintreten aus ihren Schuhen und reichte mir ein paar Pantoffel. Das Ausziehen meiner Turnschuhe dauerte etwas länger. Ich war ungeduldig, es ging mir nicht schnell genug – natürlich brauchte ich daher mehr Zeit als sonst. Die Frau ließ mich bei meinem Tun nicht aus den Augen und beobachtete meinen stillen Kampf mit den Schnürsenkeln – sicher dachte sie sich dabei ihren Teil. Schließlich schubste sie mich in einen kleinen Raum, der mit Tatami-Matten ausgelegt war. Sie wurde erkennbar aufgeregter. Eine andere Frau, etwas jünger, kam herein und bot uns Tee an. Während die Alte und ich uns an einen kleinen Tisch hinknieten, schaute eine dritte Frau durch den Türspalt zu uns herein, kicherte und ging wieder. Nach einer Weile kehrte sie zurück, setzte sich neben mich und fasste mir, ohne zu fragen, ins Haar. Ich schaute sie etwas verwundert an, doch sie



strahlte und sagte zu dem Großmütterchen, das mich hierher gebracht hatte: „Schau nur dieses Haar! Es ist so weich. So schön! Wie das Fell meines Hundes.“

Ich wusste nicht, ob ich das als Kompliment oder als Anmaßung verstehen sollte. Da aber beide Frauen mich daraufhin herzlich und bewundernd anblickten und einige „*ah, so desu ne*“ – die japanische Version von „ach ja, so ist das“ – austauschten, nahm ich an, dass sie nicht so oft hellbraunes Haar zu sehen und zu fühlen bekamen.

Endlich tauchte ein bekanntes Gesicht auf: Wado. Ich war seit knapp eineinhalb Stunden auf japanischem Boden, die Eindrücke stürzten nur so auf mich ein, und Wado wiederzusehen, das war, wie einen alten Bekannten zu treffen. Er hatte sich umgezogen und trug nun ein Mönchsgewand. Ja, jetzt sah man es, er war wirklich ein Mönch. Er wirkte plötzlich auch viel ernster, weiser. Und er fragte mich auch nicht mehr nach dem berühmten deutschen Rennfahrer. Vorerst zumindest.

Zusammen mit Wado hatte ein anderer Mann den Raum betreten, der sich mir als Soshin vorstellte und wie Wado in eine schwarze Robe gekleidet war. Soshin entsprach so ganz meiner Vorstellung eines Mönches: Er wirkte ehrwürdig und weise, und er hatte einen geschorenen Kopf, auch wenn das in seinem Fall auf sein Alter zurückzuführen war und nicht auf die Tonsur. Das Gesicht dieses alten Mannes zeigte nichts als Freundlichkeit, es sah so aus, als würde es den ganzen Tag nichts anderes tun als zu strahlen. Soshin lächelte mich auch sofort an, als hätte er meine Gedanken gelesen, und begrüßte mich im Namen des Goingesamas und seiner Frau. Er gab mir zu verstehen, dass die beiden leider gerade nicht hier seien, aber in ein paar Tagen kämen und sich sehr auf mich freuen würden.

„Der Goingesama hat einen Brief für dich dagelassen, er hat ihn sogar auf Englisch geschrieben“, sagte Soshin und überreichte mir einen Umschlag.

Ich war mir nicht sicher, ob ich ihn jetzt und hier aufmachen sollte, da mich aber alle erwartungsvoll anstarrten, öffnete ich ihn:

*Liebe Michaela,*

*herzlich willkommen in unserem Kloster, du, die von so weit her über das Meer gekommen bist.*

*Das Wichtigste für uns Menschen ist nicht die eigene spirituelle Entwicklung, die ohnehin stattfindet und sich immer weiter vertieft, sondern das Wachstum und die Ausweitung des Mitgefühls gegenüber anderen und das sympathische, verbindende Bewusstsein mit anderen.*

*Es ist mein eigenes besonderes Gebet, dass du dies verstehen mögest, du, die du dich auf die Suche in dieser dir unbekanntem Welt begibst. Ich bin mir sicher, dass es auch dein Gebet werden wird. Der Toyotaya, das Haus, in dem du wohnen wirst, wurde gebaut, um dieses Bitte zu erfüllen.*

*Es wäre mein großer Wunsch, dass du hier im Tempel dein neues Zuhause finden wirst und wir „kreativ“ zusammenleben werden.*

*Ich freue mich schon darauf, dich persönlich kennenzulernen,*

*Goingesama*

((1 LZ))

Das war kein Brief, den ein Oberabt, der viel um die Ohren hat, dahingekritzelt hatte. Er war in diesem Schreiben auf mich

eingegangen, und ich fühlte mich tief in meinem Innern berührt. Ich bedankte mich bei allen und fühlte etwas Ruhe in mich einkehren. Jetzt war ich angekommen. *Ochitsuita*.

## Zen, Whisky und ein langer Weg

*Was auch immer du tust, tue es mit deinem vollen Bewusstsein.*

Oshō san, der Zen Meister

Ich weiß nicht, ob unser protestantischer Dorfpfarrer zu Hause mir den Kontakt zu seinem katholischen Kollegen hergestellt hätte, wenn ich ihn darum gebeten hätte. Hier in Japan war eine solche Bitte jedenfalls kein Problem. Und ich muss es den Mönchen in meinem Kloster hoch anrechnen, dass sie mir die Begegnung mit Oshō san, dem Zen-Meister, ermöglichten, nachdem ich den Wunsch geäußert hatte, einen solchen kennenzulernen.

So gehörte es zum letzten Drittel meiner Zeit im Kloster, dass ich dienstags und freitags Oshō san in seinem Zen-Tempel besuchte, und zwar immer morgens. An diesen Tagen gab es keine göttlichen Worte mit Sato mehr.

Wie die Mönche es angestellt hatten, diesen Zen-Mönch zu überreden, sich meiner Neugierde anzunehmen, weiß ich nicht. Tatsache ist, dass Wado eines Morgens zu mir kam und mir zu verstehen gab: „Wir gehen Oshō san besuchen.“ Er trug eine dieser sauber gefalteten Papiertüten, in denen immer „teure“ Geschenke stecken.

Wir setzten uns in den schwarzen Toyota des Klosters und kamen nach nur fünf Minuten Fahrt an einem Tempel, der meiner Vorstellung eines japanischen Tempels so sehr ähnelte, als hätte jemand meine Gedanken gelesen und entsprechend an diesem Ort aufgebaut. In gewisser Weise sah er aus wie eine Disney-Version, doch das Bild wurde gestört durch eine alte Mauer, die das Tempelgelände einschloss. Stand man am Tor, das die Mauer unterbrach, so blickte

man auf ein Holzgebäude. Gleich einer Pagode wurde es von zwei Dächern geschützt, einem kleinem sowie einem großen und ausladenden, wobei das große Dache unter dem kleinen war. Trat man in den inneren Bereich der Mauer ein, so führte ein mit alten Steinen gepflasterter Weg über das Gelände direkt zum Tempel. Rechts und links des Pfades lagen kleine, weiße Kieselsteine aus. Auf der rechten Seite stand auch ein hoher, hölzerner Glockenturm, ansonsten wuchsen überall alte Bäume, hier und da standen auch Steine mit eingemeißelten Inschriften herum. Meine Begeisterung für diesen Ort ließ auch nicht nach, als ich er schon längst zu meinem Alltag gehörte.

Der Zen-Tempel war 761, in der Nara-Zeit (710 – 794), erbaut worden. Er gehört zu den ältesten religiösen Stätten im Süden Japans. Er galt damals als eine der drei Ordinationstempel des Buddhismus. Wer sich in westlichen Teil Japans dazu entschloss, die Priesterweihe entgegenzunehmen, empfing sie hier.

Als Wado und ich ankamen, gingen wir über den Vorplatz, anschließend rechts am Tempel vorbei. Wir erreichten ein kleineres Gebäude, in dem, so versicherte mir Wado, der Zen-Mönch wohne. Ein weiterer Weg führte zum Hintereingang des Tempels, doch lag dort auf dem Boden ein Stein, um den ein Band gewickelt war.

„Was bedeutet das?“, fragte ich.

„Das ist ein Sekimori“, erklärte mir Wado. „Das heißt, dass wir da nicht entlang dürfen.“

Der Sekimori ist gehört zu jenen Symbole im Zen, die sehr einfach daherkommen, aber eine große Bedeutung haben. Von diesem Tag an sollte ich noch viele andere kennenlernen. Man hätte auch ein „Stopp-Betreten-verboten“-Schild aufstellen können, doch so ein kleiner Stein sagt dasselbe aus – und wirkte viel mehr über die Sinne.

Das Haus, vor dem wir uns jetzt befanden und in dem der Mönch wohnte, war zwar neu, aber im alten traditionellen Stil gehalten. Die

Schiebetüre am Eingang war verschlossen. Wado und ich standen etwas unschlüssig davor, wir wussten nicht, was wir tun sollten. Eine Klingel war nirgends zu sehen. Wado räusperte sich laut, danach warteten wir erneut eine Weile. Doch nichts passierte. Mein Begleiter zog schon seine Schultern hoch und meinte: „Vielleicht hatte er noch einen dringenden Termin ...“ Hieß das, dass wir umkehrten sollten? Doch kurz darauf hörten wir von innen das Geräusch von schnell tippelnden Füßen, die schließlich in ein paar Schuhe schlüpfen. Zwei Sekunden später wurde uns die Tür von einer älteren Dame geöffnet. Wado verbeugte sich, die Dame verbeugte sich, und ich verbeugte mich auch. Mein Begleiter stellte mich vor, als die Deutsche aus dem Kloster, darauf folgte ein Austausch von Höflichkeiten, und zwar in einer Länge und Ausführlichkeit, als ständen wir vor der Pforte des himmlischen Palastes des Kaisers von China. Nachdem auch die Papiertüte ihren Besitzer gewechselt hatte und daraufhin weitere Höflichkeiten ausgetauscht wurden, gab uns die Dame zu verstehen, wir dürften nun einzutreten. Im Vorraum streiften wir unsere Schuhe ab und wurden in ein japanisches Zimmer geführt, in dem wir uns auf zwei Kissen an einen kleinen Tisch knieten. Wado und ich blickten uns um, während wir warteten, aber es gab nicht viel zu sehen. Alles war penibel sauber, die Wände schmucklos, außer einem Kalender mit Tempeln und Gärten aus Kyōto, von einer Sake-Brauerei gesponsert. Nach einer Weile kam die Dame wieder herein. Sie trug ein Tablett, auf dem zwei Tassen mit grünem Tee standen, daneben lagen ein paar in buntes Papier eingewickelte Kekse. Wado und ich griffen beherzt zu, und nachdem wir beide schon zwei Kekse verspeist hatten, betrat auch Oshō san das Zimmer. Sofort standen wir auf, während ich noch schnell die letzten Krümel hinunterschluckte. Aus den Augenwinkeln konnte ich sehen, dass auch Wado seinen Keks hinunterwürgte.

Oshō san war eine skurrile Erscheinung. Er war in eine schwarze Mönchsrobe gehüllt, sein Alter war – wieder einmal – schwer zu schätzen. Oder besser gesagt: Es war gar nicht zu schätzen. Es konnte irgendwo zwischen sechsunddreißig und dreiundachtzig Jahren liegen oder auch weit darüber. Sein Kopf war kahl geschoren, eine Brille mit dicken Gläsern lag auf seiner Nase. Er schien an einer ausgeprägten Kurzsichtigkeit zu leiden. Wie er sich auf uns zu bewegte, hatte ich das Gefühl, er würde Hindernisse nicht erkennen, denn erst im letzten Moment wich er ihnen aus. Entsprechend ging er auch nicht geradewegs auf uns zu. Erst viel später las ich in einem Buch, dass der Gang eines Zen-Mönches seinen erreichten Bewusstseinszustand verrät. Novizen gehen meist zu schell und abrupt, bei einem Meister sind die Bewegungsabläufe fließend und schnell. Der Gangart nach zu schließen musste sich Oshō san wohl im siebten Satori-Zen-Himmel befunden haben, denn so etwas war mir seitdem nicht mehr begegnet.

Der Mönch machte er eine Geste, die besagte, dass wir uns setzen sollten. Mit viel Geraschel folgte er unserem Tun. Dabei musste er seine vielen „Unterkleider“ zurechtrücken und gekonnt unter sich klemmen, bis er hoheitsvoll und mit kerzengeraden Rücken vor uns auf seinem Kissen saß. Die Haushälterin kam wieder herein und brachte nun eine Tasse Tee für Oshō san.

Die nächsten zehn Minuten verstrichen mit Höflichkeiten, die Wado vortrug, wobei Oshō san etwas gelangweilt schaute und die Worte über sich ergehen ließ. Eine der Floskeln, die ich aufschnappte, lautete: „Sie sind immer da, unermessliche Weisheit, seit Menschengedenken.“ Danach war Oshō san an der Reihe. Er dankte kurz und knapp, dann begrüßte er mich. Er schien mich fokussieren zu wollen, was ihm aber kaum gelang. Aber er lächelte dabei und sagte etwas, das so klang wie „Baseball“. Fragend schaute ich Wado an, und er wiederholte, was Oshō san gesagt hatte. Aber wieder verstand

ich nur „Baseball“. Scheinbar wollte Oshō san wissen, ob ich Baseball spiele.

Okay.

Nein, sagte ich, ich komme aus Deutschland, da spiele man nicht so viel Baseball, da spiele man eher Fußball. Ich spiele das aber nicht, weil ich es nicht so spannend fände. Das sagte ich alles auf Japanisch. Oshō san hörte zu und verzog keine Miene. Anschließend winkte er kurz, was wohl das Zeichen dafür war, dass die Audienz zu Ende war. Wado und ich standen auf und verbeugten uns tief. Im nächsten Augenblick kam die ältere Dame hereingehuscht und begleitete uns zur Tür.

„Was war das jetzt?“, fragte ich Wado, als wir draußen vor dem Haus standen.

„Nächste Woche beginnt dein Training in Zen-Meditation. Oshō san ist einverstanden.“

Gut, ich hatte zwar nichts dergleichen vernommen, aber wenn Wado das sagte, dann würde das schon seine Richtigkeit haben. Es war alles ein wenig absurd, aber das war beim Zen nichts Neues. Da gab es etwa die Koans, die Fragen oder Rätsel, die der Meister dem Schüler stellt, die kaum eine Antwort kennen. Und wenn man sie dann doch weiß, soll dies zur unmittelbaren Erfahrung der Erleuchtung führen. Ein Beispiel: Was ist das Geräusch, wenn eine Hand klatscht? Warum sollte Oshō san mich also nicht über Baseball ausfragen, um herauszufinden, ob ich würdig sei, bei ihm zu lernen. Das war nicht Gaga, das war Dada. Und so freute ich mich auf das nächste Treffen mit ihm. Ich machte mir etwas Sorgen, weil ich beim nächsten Mal allein zu diesem Meister gehen musste, denn mir schien, dass er beim Sprechen sehr nuschelte. Würde ich auch all seine Anweisungen verstehen? Bisher hatte ich mich aber überall durchgebissen, also würde ich auch diese Hürde zu nehmen wissen.



Glücklicherweise begleitete mich Wado doch zu meiner ersten Zen-Stunde. Als Grund fügte er an, es würde nicht schaden, wenn er auch ein wenig Zen-Meditation lernen würde. Der Goingsama hätte ihm das schon lange aufgetragen, sich im Stillsitzen zu üben. Wahrscheinlich sollte er doch ein Auge auf mich werfen. Aber es stimmte, Wado konnte kaum länger ruhig sitzen bleiben. Der Goingsama schlug damit zwei Fliegen mit einer Klappe. Wie könnte man den Ausdruck im Gesicht von Oshō san beschreiben, als Wado erklärte, er würde die ersten Stunden mitmachen? Er schaute fast ein bisschen böse, wenn das bei seinen gutmütigen Gesichtszügen überhaupt möglich war. Es passte ihm ganz offensichtlich nicht, einen Mönch von einer anderen religiösen Gruppierung mit zu unterrichten, und mir gefiel, dass er das so offen zeigte. Sonst konnte man in japanischen Gesichtern kaum eine Regung ablesen, in diesem Fall war es aber keineswegs so. Oshō san wollte mich allein unterrichten. Er wollte sich darauf konzentrieren, es sollte eine ganze Sache werden, keine halbe. So wunderte es mich nicht besonders, als ich das nächste Mal allein zu ihm radeln musste. Dazu schwang ich mich auf mein kleines japanisches Fahrrad, bei dem ich immer Acht geben musste, mit den Knien nicht an die Lenkstange zu stoßen. In fünfzehn Minuten war ich beim Tempel. Der Weg führte durch viele kleine Gässchen, vorbei an einem Nachbarschaftsschrein mit Spielplatz, es ging über einen Bach, danach noch über eine große Straße, vorbei an einem Lovehotel. Jedes Mal versuchte ich beim Vorbeifahren ein Liebespaar zu entdecken – aber das Ganze wurde so geheim gehalten, dass sogar die Nummernschilder der davor parkenden Autos verdeckt waren. Kurz vor dem Zen-Tempel musste ich noch über ein Reisfeld fahren, dann war ich an der Mauer angelangt, die das Gelände umfasste. Meine Stunde bei Oshō san sah meistens so aus: Ich ging zu seinem Haus, räusperte mich vor der Schiebetür, hinter der die Haushälterin

schon zu warten schien und sie mir auch sogleich öffnete. Kurz darauf trat Oshō san heraus und winkte mir, ihm in den Tempel zu folgen. An solchen Morgen war der Sekimori bereits beiseite geräumt worden. Wenn wir den *hondo* betraten, mussten sich die Augen zuerst an das fahle Licht gewöhnen. Es war dort drinnen immer viel kühler als draußen, und richtig windgeschützt war es auch nicht, denn die Fenster hatten keine Glasscheiben, sondern nur ein einfaches Holzgitter. Dafür war aber die Atmosphäre in diesem Raum so aufgeladen, dass das Gefühl für Kälte weit in den Hintergrund rückte. Zudem dufte es hier nach bestem Räucherwerk – es war ein Geruch, der einen geistig mitnahm und doch im Hier und Jetzt verankerte. Ich folgte Oshō san, bis wir vor der Statue des Vairocana Buddhas standen, der auf einer erhöhten Plattform im Zentrum der Halle saß. Es war eine hölzerne Statue, die aus der Heian-Zeit (794 – 1192) stammte, sie war also rund eintausend Jahre alt. Das geschnitzte Gesicht strahlte eine himmlische Ruhe aus. Überall an der Statue blätterte das Gold ab, was ihr ein noch ehrwürdigeres Aussehen verlieh. Die Hände befanden sich vor dem Körper in einer Mudra-Handgeste, als ob sie einen heißen Ball halten müssten. Neben dieser Figur standen zwei kleinere Statuen in aufrechter Position. Direkt vor dem Vairocana Buddha befand sich ein Sitzkissen für den Mönch, der die Andacht halten würde, daneben lag eine hölzerne Trommel oder Schelle, ein *mokugyo*, die, wenn man darauf klopfte, einen dumpfen, hölzernen Ton von sich gab. Auf der anderen Seite des Sitzkissens war eine große metallene Schale, auf die man ebenfalls klopfen oder an ihrem Rand entlangstreichen konnte, um Töne zu erzeugen. Ich saß bei jedem Besuch auf einer gegenüberliegenden Bank im Lotussitz.

Kein einziges Mal erklärte mir Oshō san im Detail, wie ich bei der Meditation zu sitzen habe. Er zeigte es mir einmal, und von diesem Zeitpunkt ab korrigierte er mich nur ab und zu. Lotussitz, das hieß

Schneidersitz, nur dass sie Beine hierbei verschränkter waren, der Rücken kerzengerade, Zunge am Gaumen, die Haltung meines Kopfes sollte die einer Perle auf einer Schnur sein. Meinen Blick sollte ich auf einen Punkt ungefähr drei Meter von mir entfernt konzentrieren. Die Hände waren ineinandergelegt, sodass sich die Daumen berührten. In dieser Körperhaltung übte ich mich in Meditation, darin, still zu sitzen, an nichts zu denken und nichts zu sein.

Wir begannen traditionsgemäß immer mit Hannya Shin Gyo, dem Rezitieren der Herz-Sutra (Sutra der höchsten Weisheit). Ähnlich wie beim Sutrensingen in meinem Kloster, handelte es sich dabei um eine Aneinanderreihung von japanischen Silben, die hintereinander in einer eintönigen Melodie gesungen wurden, dennoch einen unglaublichen Rhythmus ergaben. Beim Wandern in den Bergen passiert es mir noch heute, dass ich in diesem einen Fuß vor den anderen setze.

Lange Zeit hatte ich keine Ahnung, worin der Inhalt der Herz-Sutra bestand, bis mir Oshō san vom Institut für Zen-Studien in Kyōto eine Übersetzung schenkte. Als ich auf Englisch las, was ich die ganze Zeit rezitiert hatte, bekam ich Gänsehaut – so schön waren die Worte. Sie handelte von *mu*, vom Nichts, das weder schmutzig noch rein, weder mit Gewinn oder Verlust, mit keinem Gefühl, keinem Gedanken, keiner Vorstellung, keiner Diskriminierung verbunden war. *Mu* war die absolute Essenz von Zen. Es galt, alles auszuschließen, um einfach nur zu sein.

Im Nachhinein habe ich das Gefühl, dass es gar nicht wichtig war, die einzelnen Silben und Worte genau zu kennen, denn sie waren ohnehin da. Ich konnte sie spüren, ohne sie zu wissen. Je öfter ich sie sang, desto mehr wurden sie zu einem Teil von mir.

Nach der Sutra wurde meditiert. Das hieß: fünfundzwanzig Minuten still dasitzen, danach lief ich mehrere Male in der Tempelhalle hinter Oshō san und seinen wehenden Gewändern her, Runde um Runde umkreisten wir dabei die Statue. Die Hände hielt ich vor der Brust in

Faustform, der Blick war gesenkt, der Schritt zügig. Diese Übung, die dazu diente, den Geist zu erfrischen, war für Oshō san von genauso großer Wichtigkeit wie die Herz-Sutra. Er zog in einem Tempo los, dass ich ihm kaum folgen konnte. Seine in weißen Strümpfen steckenden Füße schienen den Boden kaum zu berühren, eine solche Geschwindigkeit hatte ich ihm nicht zugetraut. Später, als Anne sich entschloss, ebenfalls bei der Meditation mitzumachen, rannten wir beide hinter ihm her.

Nach dem *kinhin*, jenen Laufrunden, wurde wieder meditiert. Diese Session war etwas kürzer als die erste. Bei den Meditationen bestand die Aufgabe ja darin, an nichts zu denken, aber genau das war das Schwierige. Die Lotusposition mit dem aufrechten Oberkörper hatte es in sich. Fast jedes Mal hatte ich das Gefühl, als Dreieck durchs Weltall zu driften, vorbei an schillernden Sternbildern. Oshō san musste das bemerkt haben, denn immer wenn ich gerade wieder gedanklich durchs All wirbelte, tauchte er in meinem Blickfeld auf, um den *keisaku*, den „Ermutigungsschlag“, auszuüben. Er trug dabei wie ein Bauarbeiter einen langen Holzstab auf den Schultern, und wenn ich nicht die nötige Konzentration aufbrachte, so stand er mit der Holzlatte vor mir und verbeugte sich. Ich musste mich dann auch verbeugen, danach schlug er zu, auf die Schulter, sodass der Stab durch die Luft schnitt und mich hieb. Abschließend verbeugte ich mich wieder – und fand zurück zur Meditation. Als Dreieck durchs Weltall zu driften, war zwar eine schöne Sache, im Zen aber vollkommen unangebracht. Dennoch: Es war unglaublich, wie sehr sich meine allgemeine Wahrnehmung durch das regelmäßige Meditieren verschärfte. War es draußen kalt, konnte ich die kühle Luft an verschiedenen Stellen meines Körpers spüren, sogar einen kleinen Luftzug, der mein Kinn streifte. Ich hörte draußen im Vorhof des Tempels die Vögel auf dem Boden hüpfen, das Rascheln der Blätter, wenn ein Windstoß vorbeifegte, oder auch nur eine Zikade, die ihr Lied sang. Manchmal

kam auch der Yakiimo-Mann, der Süßkartoffelverkäufer, vorbeigefahren und plärrte durchs Mikrofon: „Yakiiii-iiiihimooooo!“ Na ja, das war sowieso nicht zu überhören gewesen.

Es war jedes Mal aufs Neue eine Herausforderung, die aufkommenden Gedanken wegzufegen und einfach zu sein, ein leeres Gefäß. Ich genoss diese Stunden in dem kühlen Tempelraum, der sich manchmal wie ein lebendiger Organismus anfühlte. Er stand hier schon seit so langer Zeit, war Teil der ihn umgebenden Landschaft geworden, fast wie ein alter, stattlicher Baum. Vielleicht wuchs ich in den Stunden, die ich dort verbrachte, ein Stück mit ihm zusammen, oder schlug mentale Wurzeln. Vielleicht war es aber auch so, dass ich bei diesem In-sich-Gehen den Kosmos in mir fand. Ob groß oder klein, die Unterschiede und Grenzen zerflossen. Manchmal konnte ich für einen kurzen Moment die Zeit „still halten,“ wenn ich etwas sah, das eine Stimmigkeit ausstrahlte. Ein Sonnenfleck auf einem Berg von Blättern, aus dem ein Käfer herauskroch. Wenn ich dann wieder mit den Augen blinzelte, war alles wieder wie vorher, laut und umtriebig. Ich entdeckte zu dieser Zeit bei Meister Eckhart eine Predigt, die Predigt 39, die mich sehr in Erstaunen setzte, denn in ihr fand ich eine Auslegung des Glaubens, der Zen aus europäischer Sicht widerspiegelte: „Wisset nun, alle unsere Vollkommenheit und alle unsere Seeligkeit hängt daran, daß der Mensch durchschreite und hinausschreite über alle Geschaffenheit und alle Zeitlichkeit und alles Sein und eingehe in den Grund, der grundlos ist.“

Wir bitten Gott, unseren lieben Herrn, dass wir EINS und INNEN wohnend werden. Dazu helfe uns Gott. Amen.“ Zen war also kein strikt fernöstliches Erlebnis, sondern eine Wahrheit, die auch im Westen eine Kultur und Tradition hatte.

Nach der Meditation rief Oshō san Anne und mich in sein Zimmer, um mit uns zu reden, im Zen-Jargon *nisshitsu* genannt, zu umschreiben auch mit „Schlachtfeld der Dharma-Wahrheit“. Im traditionellen Kontext

findet ein derartiges „Schlachtfed der Dharma-Wahrheit“ an einem bestimmten Tag statt, an dem der Novize dem Meister von seinem Fortschritt berichten muss. Er darf sich dabei der Sprache, seiner Gestik und dem Ausdrucksmedium Tanz bedienen. Der Meister kann daran erkennen, auf welchem Level der Schüler sich gerade befindet. Bei den ersten Malen war ich sehr aufgeregt. Während ich in dem japanischen Zimmer Tee serviert bekam, schaute er mich durch seine dicken Brillengläser hindurch an, rückte sich zurecht und begann damit, mich auszufragen.

„Die Kleidung beim Baseball ist ziemlich schick, nicht wahr?“

Ich fragte vorsichtshalber noch einmal nach. „Sie meinten wirklich Baseball?“

„Ja, ja, Baseball, das spielen Amerikaner doch immer.“

Das Problem hatte ich schon einmal gehabt – ich war nicht aus Amerika. Wie konnte ich die Situation retten, ohne dass der Meister als unwissend oder vergesslich dastand? Ein kleiner Zweifel kam auf: Ob Oshō san etwa in dem Tempel war, weil es an diesem Ort nicht auffiel, dass er verrückt war. Ich überlegte fieberhaft. Hatte Oshō san in seiner Jugend, als er noch nicht Zen-Mönch war, Baseball kennengelernt und richtig cool gefunden? Seit dem Zweiten Weltkrieg war es zur beliebtesten Sportart in Japan aufgestiegen. Da die meisten seiner Schüler wahrscheinlich Männer waren, begann er die ersten Auseinandersetzungen mit seinen Novizen wahrscheinlich über Alltagsthemen – eine Frau, dazu noch aus einem anderen Kontinent, überforderte offensichtlich sein Gesprächsrepertoire.

„Ich kenne mich leider in Baseball nicht so gut aus“, antwortete ich. „In Deutschland spielen die Männer gern Fußball – ich selbst aber habe viel Ballett getanzt.“

„Aber die Amerikaner waren doch auch in Deutschland? Haben sie da nicht Baseball mitgebracht?“

„Deutschland wurde insgesamt von vier Mächten besetzt. Die Amerikaner brachten gute Musik mit.“

Daraufhin hüllte sich Oshō sa in Schweigen. Er musste sich wohl genauso an mich gewöhnen wie ich an ihn. Und noch immer war mir nicht klar, worauf er eigentlich hinauswollte.

Beim nächsten und übernächsten Mal verlief es ähnlich. Wir betrieben Konversation, was aber ihr Sinn war, blieb mir verborgen. Wenn es ein „Schlachtfeld der Dharma-Weisheit“ war, so wurde zwar zum Kampf geblasen, aber immer vorzeitig abgebrochen.

Als Anne dabei war, überraschte er uns einmal nach der Meditation. Er ging nicht mit uns in sein Haus, sondern führte uns in den Garten und drückte uns beiden jeweils einen Reisigbesen in die Hand. Dieser sah aus wie ein etwas zu dünn gebundener Hexenbesen und hatte einen langen Stiel. Oshō san griff zu einem weiteren und begann damit, die auf den weißen Kieselsteinen herumliegenden Blätter wegzufegen. Er hatte dabei einen Schwung drauf, der an einen Spitzensportler denken ließ. Anne und ich starrten ihn nur an.

„Es ist sehr wichtig, dass ihr fegt. Man muss es schnell und sauber tun. Es ist nicht gut, wenn der Garten verschmutzt ist“, sagte Oshō san.

Jetzt waren wir an der Reihe. Wir versuchten seine Technik zu übernehmen. Doch wir wirbelten so viel Staub auf, dass wir zu husten begannen. Irgendwie hatte Oshō san es geschafft zu fegen, ohne diese Begleiterscheinung. Er hatte mit vollem Einsatz des Oberkörpers den Besen geschwungen. Wieder so ein alter Zen-Trick.

„So, jetzt ihr“, sagte Oshō san, nachdem er uns noch einmal seine Methode vorgeführt hatte. Danach zeigte er uns noch das Areal, das wir bearbeiten sollten. Er verschwand durch die Schiebtür in das Innere seines Hauses.

Anne und ich schauten uns an. Wir teilten die Fläche auf, eine jede von uns sollte ihren eigenen Teil säubern. Dann ging's los. Ich steckte

so viel Energie ins Fegen, dass ich nach nur wenigen Minuten komplett außer Puste war. Anne war noch voll dabei, wie ich feststellte. Es sah etwas verkrampft aus, wie sie den Hexenbesen schwang, bei Oshō san hatte alles so natürlich, so einfach ausgesehen. Die Pause war beendet, mit beiden Händen packte ich wieder meinen Besen, versuchte dieses Mal aber eine neue Technik. Mit dieser wirbelte ich zwar weniger Staub auf, aber ich verkrampfte mich dabei in der Hüfte. Jetzt schaute Anne zu mir hinüber, und als sie mich in meinem Eifer sah, begann sie laut zu lachen. Sie meinte, ich hätte den dümmsten Gesichtsausdruck, den sie sich vorstellen könne. Da mochte sie recht haben, ans Gesicht hatte ich gar nicht gedacht. Auch das hatte bei Oshō san entspannt wie immer ausgesehen. Wir taten, was uns aufgetragen worden war, am Ende war alles frei von Laub. Mir fiel eine Geschichte ein, die ich einmal gelesen hatte. Der Zen-Meister Kyōgen, so hatte es in ihr geheißen, hätte durchs Fegen seine Erleuchtung gefunden. Das geschah so: Ein kleiner Stein wurde aufgewirbelt, als er dieser Tätigkeit nachging, und knallte gegen einen Bambus. Kyōgen, der in Gedanken versunken war, schreckte durch diesen Ton auf. Im selben Moment begriff er, worum es ging. Er war erleuchtet.

Ich hatte allerdings das Gefühl, dass ich, da ich diese Erzählung schon kannte, nicht dieses Blitzerlebnis haben würde. Die Erleuchtung kam nur, wenn man am wenigsten damit rechnete. Der Aha-Effekt war mir durch das Wissen versperrt. Also buchte ich Fegen in meinem Kopf ab als „unwahrscheinliche Möglichkeit zur Erleuchtung“.

Als wir fertig waren, kam Oshō san heraus und bedankte sich bei uns, sagte aber auch: „Das müssen wir noch mal üben.“

An diesem Tag gab es keinen Tee.



